

# **Landesbibliothek Oldenburg**

## **Digitalisierung von Drucken**

**1918**

Alwin Damke [Mit Abb.]



× Alwin Danke.



## Alwin Damke

Lehrer, Vizefeldwebel und Offizier-Aspirant, Sohn des Schuhmachermeisters Damke in Oldenburg, geboren am 12. Oktober 1889 zu Oldenburg, besuchte die Seminar-  
schule und von Ostern 1904 bis 1910 das Lehrerseminar seiner Vaterstadt. Von  
Ostern 1910 bis Ostern 1913 war er Nebenlehrer an der Schule zu Tungen, vom  
Mai 1913 an in Eckwarden. Im Juli 1914 bestand er die Staatsprüfung  
und meldete sich darauf als Einjährig-Freiwilliger beim Infanterie-Regiment 91,  
wurde aber wegen einer Schwäche, die in einem Fußgelenke nach einem Fall zu-  
rückgeblieben war, als Ersatzreservist zum Artillerie-Regiment 62 überschrieben.  
Da nach dem Ausbruch des Krieges den Lehrern nicht mehr die Erlaubnis er-  
teilt wurde, als Kriegsfreiwillige einzutreten, so mußte er warten, bis die Artillerie ihre  
Ersatzreservisten brauchte, und das ist ihm sehr schwer geworden: „Die meisten meiner  
Kollegen, auch verheiratete“, sagte er, wenn ihn die Ungeduld wieder und wieder  
zur Kaserne trieb, „kämpfen schon wochenlang draußen, und ich schäme mich, noch  
so durch die Stadt zu gehen.“ Und doch liebte er seinen Beruf. Anfang Januar  
1915 dann doch zur Infanterie einberufen, reiste er übergücklich zum Infanterie-  
Regiment 78 nach Braunschweig ab. Am 7. April rückte er ins Feld, am 4. Tage  
darauf wurde das Regiment gleich in die schweren Kämpfe bei Mariampol und  
Kalvaria verwickelt. Dann dem 10. lothringischen Infanterie-Regiment Nr. 174  
zugeteilt, machte er den Stellungskampf im Wald von Augustow und im Herbst  
den Vormarsch auf Rowno und Wilna mit. Am 12. September bekam er bei  
Maicangola vor Wilna einen schweren Lungensteckschuß und galt beim Regiment  
für tot. Die Kugel blieb in der Lunge, aber schon nach 3 Monaten ließ er sich  
felddienstfähig schreiben: „Wir sind da vorne ja so nötig,“ waren seine Worte.  
Nachdem er im Winter auf 1916 in Munster die Offizierprüfung bestanden hatte,  
zog er als Vizefeldwebel wieder zu seinem Regiment nach Rußland am Narocz-  
See, wo er im Sommer und Herbst schwere Abwehrkämpfe mitzumachen hatte.  
Nach kurzem Kursus auf der Kampfschule in Wyrenty kam er im Februar 1917  
nach dem Westen in die Champagne. Hier stand er beim rheinischen Infanterie-  
Regiment 363 und nahm an den schweren Kämpfen bei Prosnès teil. Am Morgen  
des 17. April fiel er, an Unererschrockenheit für jeden ein Beispiel, in treuester  
Pflichterfüllung an der Spitze seines Zuges bei einem Gegenangriff durch ein  
feindliches Artilleriegeschoss. So erlitt er den Tod für sein treu geliebtes Vater-  
land, den er noch kurz vorher den schönsten genannt hatte. Acht Tage nach ihm  
fiel auch sein Bruder Heinrich, und am 1. Mai brachte die Post die Nachricht  
vom Tode beider Söhne ins Vaterhaus. Über Alwin Damke schrieb sein Kompanie-  
führer: „In der kurzen Zeit seiner Zugehörigkeit zur Kompanie habe ich Ihren

Sohn als einen tapferen, unbedingt zuverlässigen und umsichtigen Zugführer kennen und schätzen gelernt und beklage mit der ganzen Kompagnie tief den Verlust unseres freundlichen, lieben Kameraden.“

### Feldpostbriefe.

Rußland, 13. 4. 1915.

Lieber Vater, liebe Geschwister!

Schwere Tage liegen bereits hinter mir, wir hatten schon ein schlimmes Gefecht mit Sturmangriff: wir 600 gegen 5000 Russen, trotzdem gesiegt und 1400 Gefangene gemacht. Mir hat Gott beigestanden, betet, daß der Krieg bald aufhöre, es ist schrecklich! Wenn nicht die Hoffnung wäre, es wäre zum Verzweifeln! Mir geht es sonst verhältnismäßig gut. Meinen ersten Tornister mit allen meinen Sachen habe ich beim Sturmangriff zurücklassen müssen, nachher war er verschwunden, ich habe aber die Sachen anderweitig beschaffen können, so daß ich keinen Mangel leide. Wir alle haben ein großes Lob vom kommandierenden General bekommen. Hoffentlich geht's weiter gut! Ich bin im Gefecht vollständig ruhig, weiß ich doch, daß es nur Gottes Wille ist, was mir geschieht! Ich füge mich in alles; was er uns schickt, müssen wir und können wir ertragen. Gestern sprach wundervoll ein berittener Feldgeistlicher zu uns, kurz bevor wir ins neue Regiment aufgenommen wurden. Auf Wiedersehen! Macht Euch mit unnötigen Sorgen das Leben nicht schwer. Gott möge bald Frieden einkehren lassen — so betet für alle!

16. 4. 1915.

Seit vorgestern sind wir aus dem Höllenkessel heraus. Unser Regiment soll durch ein anderes abgelöst werden, da es schwer mitgenommen ist. Aber tapfer geschlagen haben sich die Leute. Man muß sie erzählen hören! Am 2. Feiertag haben 17 Mann 245 Russen gefangen genommen. Aber man muß sie auch gesehen haben. Feldgrau? Alles Dreck über Dreck, zerrissen, zerschliffen und durch und durch verlaust. Wir Ersazleute haben ja nun Glück dadurch. Heute hatten wir Ruhe, mußten aber jeden Augenblick feldmarschmäßig antreten können. Zur richtigen Ruhe kommt man nie, man lebt andauernd in Spannung, der Wunsch nach Frieden ist allgemein. Wer aber auch einmal miterlebt hat, was Mensch und Pferde leisten und leisten müssen, der kann sich nicht vorstellen, wie das noch lange dauern soll. Uns allen kommt der Krieg vor wie ein fürchterliches Strafgericht Gottes, das die Menschen zurückführen soll zum tieferen, ernsteren Lebensgenuß, zur Genügsamkeit und Einfachheit. Wie man bescheiden wird! Neben mir speisen 4 höhere Vorgesetzte, und man sieht ihnen ihr Wohlbehagen an über den reich gedeckten Tisch: Kommißbrot mit Schmalz! Je weiter man von der Grenze wegkommt, desto schwieriger gestaltet sich die Lebensmittelversorgung, es muß ja alles auf Wagen und Karren herangeschafft werden. Die Postbeförderung



ist deshalb auch so schlecht. Ich kann Euch einfach nicht beschreiben, wie so eine russische Heerstraße aussieht. Wasser, Dreck, metertiefe Löcher, Pferdeleichen, Gefangenen-Kolonnen, Holzbrücken auf dem Weg entlang, Felsblöcke, Artillerie, Kavallerie, Infanterie, Bagage- und Munitionswagen, Verwundetentransporte — ein furchtbares Durcheinander! Am meisten leid tun einem die armen Pferde, die ja nicht wissen, warum das alles geschehen muß. Von den Feldgrauen ist jedermann überzeugt, daß es sich um Großes handelt, wo jeder sein Bestes und Stärkstes hergeben muß, sei es nun Offizier, Feldsoldat oder einfacher Fahrer vom Fuhrpark. Und dann solltet Ihr mal so eine russisch-polnische Stadt mittlerer Größe sehen! Die Straßen sind kaum als solche zu erkennen, die besseren haben Bürgersteige von Brettern, die Häuser aber sind unter aller Kanone, schindelgedeckte Blockhäuser, fast nur aus Holz gebaut. Kirchen dagegen, sowas gibts in Deutschland nicht. Die Römisch-Katholischen wetteifern mit den Griechisch-Katholischen. Die Dächer mit den vielen Türmen sind von purem Silber, das schönste aber sind die über und über vergoldeten Altäre. Jetzt liegt meistens unser Militär drin, ein merkwürdiger Kontrast, aber ruiniert wird nichts. Die Verpflegung der ungeheuren Truppenmassen ist sehr schwierig. So kommt es, daß wir wenig zu beißen hatten, als wir direkt im Feuer lagen. Wie freuten sich die Kameraden, als sie nach der Schlacht in den Brotbeuteln der gefangenen Russen Schmalz und Butter fanden, auch Zucker hatten die Kerle übergenuß. Einige Tage gab es kein warmes Essen, wir waren zufrieden, wenn wir etwas Brot bekamen.

19. 4. 1915. (Rückblick.)

Am Mittwoch, dem 7. April, war der feierliche Auszug aus Braunschweig, dann ging die interessante Fahrt über Stendal, Berlin, Rüstzin, Dirschau, Marienburg, Königsberg, Wohlau, Insterburg, Gumbinnen, Stallupönen bis zur Grenze Eyduhnen-Wirballen und zur Endstation Wilkowitzchi. Von Wohlau an sahen wir die verheerende Wirkung des Krieges, je weiter der Grenze zu, desto mehr. Die in diesen Tagen zurückkehrenden Einwohner begrüßten uns mit ernstem Jubel, uns wurde immer wehevoller zu Mute. Als wir allerdings am 9. April in Wilkowitzchi ausgeladen wurden und die Landstraße sahen, wußten wir nicht, ob wir weinen oder lachen sollten. So ein Dreck, der dreckigste Marschenweg im schlimmsten Regenwetter ist Gold dagegen. Bis zu den Knien, aber wirklich! sanken wir ein. Übernachtet habe ich in einer elenden Hütte. Fast nur Juden sind im Lande zurückgeblieben, aber davon übergenuß, sie alle wünschen nichts sehnlicher, als daß die Russen nimmer zurückkehren möchten. Am 16. April marschierten wir die 21 km nach Mariampol, wo wir abends ankamen und Quartier bezogen. Kurz vor der Stadt schlugen die ersten feindlichen Granaten 50 m von uns ein, ein wenig behagliches Gefühl! Nachts um 1/2 12 Uhr Alarm. Bis morgens 8 Uhr standen wir feldmarschmäßig auf dem armseligen Marktplatz. Teile von uns waren

schon vorher abgerückt, die ganze Nacht hörten wir heftiges Geschützfeuer und das Knattern der Gewehre, morgens wurde es immer heftiger. Raum waren wir aus der Stadt, da hieß es: „Laden und sichern!“ Dann wurde ausgeschwärmt, das Wasser stieg uns über die Kniee. Plötzlich vor einem Erdwall: „Seitengewehr pflanzt auf!“ und der schneidigste Sturmangriff war im Gange. Wie die Kugeln zischten! Pfeifen ist was anderes. Bald lagen die ersten Verwundeten in unserer Schützenlinie, aber immer wieder „Zum Sprung auf! Marsch, marsch!“ An Schießen war des dichten Nebels wegen nicht zu denken, kein Russe war zu sehen, das war das Niederdrückende bei der Sache. Dabei sah man uns scheinbar ganz genau. Mit einem Male hieß es: „Zurück!“ Wer den Befehl gegeben, ich weiß es nicht. Wir hatten kaum einen Führer bei uns, ich lief 30—40 m zurück in ein Schützenloch, das bis oben voll Wasser stand. Ich platschte hinein, verband einen sehr schwer Verwundeten und freute mich, als das Signal kam, wieder vorzugehen. Mit Hurra voran! Dicht vor dem feindlichen Graben standen wir, und da! ein jammervolles Bild, die 4—5000 Russen kamen in Scharen aus ihren Löchern heraus und ergaben sich, 1400 Mann konnten abgeführt werden, die anderen flohen, und manchen traf ein Schuß im Rücken. Aber die russische Artillerie gab sich nicht zur Ruhe, immer hinein in die Gefangenenmassen sandte sie ihre eisernen Flüche, und dann übersäte sie das ganze Schlachtfeld mit einem Hagel von Schrappnels und Granaten. Ich blieb im vordersten Schützengraben, und die Stunden hier waren furchtbarer als am Morgen in offener Schlacht, man sah den Tod ständig vor Augen, 15 m von uns platzte eine Granate, wir blieben verschont. Als sich dann gegen Abend das Feuer legte, kamen wir aus dem eroberten Graben heraus, und wohl nie im Leben hatte ich ein so tiefes Dankgefühl gegen Gott wie jetzt. Man lernt beten, wenn es so kommt. Der Gang über's Schlachtfeld war das traurigste Erlebnis, das ich je gehabt habe. Da lagen sie, Freund und Feind im Tode vereint und die vielen Elenden, die an Leib und Seele zerschlagenen Streiter. Als wir am Abend in die Stadt einrückten, empfing uns freudestrahlend der Oberstleutnant der 260er, denn diesem Regiment hatten wir in größter Not beispringen müssen. Er beglückwünschte uns zu dem großen Erfolge und zeigte uns, welche strategische Bedeutung dieses Gefecht hätte. Wären die Russen nämlich Sieger geblieben, so hätten die Unmengen von unseren Soldaten, die in der vorgeschobenen Stellung weiter südlich bei Kalwaria liegen, nicht mit Lebensmitteln versorgt werden können. Am Montag 22. 4. morgens ließ der Oberstleutnant uns nochmals halten und sprach den Dank des Oberkommandierenden aus.

Mugustow, Schützengraben. 1. 5. 1915.

Die erste Maiennacht im Schützengraben! Ein seltsames Gemisch von Freuden- und Schmerzgefühlen! Wie kann es in der so schönen Welt — so denkt ein jeder von uns — etwas so Schreckliches wie den Krieg geben!



Wie am Tag, so ist auch nachts der klarblaue Himmel über uns, wie am Tag die strahlende Sonne, so nachts der blendende Vollmond und die winterlich glitzernden Sterne, aber auch wie am Tag, so in der Nacht pfeifen einem die feindlichen Geschosse über die Köpfe, durchschlagen die schlanken Tannenstämme um uns, wie wenn diese von Wachs wären, und sinken, Gott sei gedankt, meistens ohne Schaden angerichtet zu haben, ermattet ins Moos des Waldes. Dabei dröhnen die feindlichen schweren Geschütze in der fernen Schlachtenlinie unaufhörlich an unser Ohr, das so gerne den Waldfrieden der Nacht genießen möchte; und zeitweise rattern die Maschinengewehre ihre kurze Melodie durch die Nacht, um allen, die es nicht wissen und wissen möchten, um so eindringlicher zu sagen, daß keine Zeit zum Träumen ist, wie einstens in der Maiennacht. Ich hatte mich nach einem unruhigen, arbeitsreichen Tage aufs Ohr gelegt, um zu schlafen, da — „An die Gewehre!“ Und schaurig, als wenn die Welt in ihren Fugen krachte, hub der Schlachtenlärm an. Auf die Schanze in Gewehr zum Schuß fertig und losgefunkt, was raus wollte! Die Russen schienen einen Sturmangriff zu unternehmen, Befehle liefen unsere Front entlang, alles war aufgeregter, was kommen würde, aber es kam nichts als Tausende von Geschossen, die meistens zu hoch über uns hinwegsausten. Ganz langsam ließ der Sturm nach, eisige Ruhe wollte sich unser bemächtigen, wenn nicht an anderen Stellen der Kampf um so heftiger getobt hätte. Und so ging es fast die ganze Nacht hindurch. Der Mond ging unter, der Morgen graute, bis 4 Uhr stand ich als Posten auf dem Walle und erlebte das Erwachen des ersten Maientages. Ein Vogel, ein einziger, versuchte sein wundervolles Lied uns zu schenken, wir dachten an vergangene köstliche Stunden des Genießens, als Seminarist im Rasteder Park; wenn die Kugeln nur geruht hätten! Um 4 Uhr wurde ich abgelöst und sank ehrlich ermattet auf mein Mooslager in meiner Erdhöhle. Bis 6 Uhr hatte ich Ruhe, da hieß es schon wieder „Aufstehen!“, der harte Arbeitsdienst fängt an, bis 1 Uhr mit einstündiger Unterbrechung schleppten wir Bretter und dicke Drahtrollen aus dem Hinterhalt in unsere vorderen Stellungen, um diese auszubauen. Und da — da kam die Post und brachte mir — unendliche Freude — zwei Pakete. Besten Dank für alles, Ihr Lieben. Essen ist die größte Entspannung in aufgeregten Stunden, die man sich denken kann, wenigstens ist es heute so bei mir. Es stellt die natürlichste Verbindung mit dem Leben dar in Stunden, wo einem das Leben sekundlich immer wieder geschenkt wird. Wir unterhalten uns ständig über die Frage: Wie paßt der schreckliche Krieg in die schöne Welt? Und wir alle wissen nur eine Antwort: Ein Strafgericht Gottes! Die Menschheit soll zum Nachdenken über sich geführt werden; denn so wie es war, konnte es nicht bleiben. Und wer draußen ist, der lernt um, aber gründlich. Mancher kehrt zwar nicht zurück, aber er hat mit dazu beigetragen, als Gottes Werkzeug bei manchen anderen eine völlige Sinnesänderung hervorzurufen. Welches aber das Los des Menschen ist, das trifft ihn,

mag er es wollen oder nicht. Aber wie es kommt, so ist es gut, denn Gott will es. Da braucht sich keiner von uns Sorgen zu machen.

Rußland, 16. 9. 15.

Seit vorgestern abend liege ich mit 180 Mann Verwundeten in einer großen Gutscheune oben auf einem Berge. Alles überfüllt. Gestern abend kamen plötzlich noch 64 Leichtverwundete hinzu, die Nacht war natürlich alles andere als angenehm. Wir sehnen uns gegenseitig voneinander fort, möglichst dorthin, wo es weniger Elend gibt. Ob die Kugel sitzen bleiben wird? Tiefatmen schmerzt. Ich meinte zuerst, sterben zu müssen, konnte aber aus eigener Kraft noch ins Dorf zurückgehen, wenn auch langsam, und kam frühabends zur Ruhe. Unsere Kompanie hat sehr gelitten, die russische Stellung war äußerst schwer besetzt und von Garde zäh verteidigt. Wie freute ich mich vorgestern morgen, als ich unter den Verwundeten Freund Päs erblickte, er hat einen Querschläger zwischen Tornister und Rücken bekommen, es ist ziemlich gnädig abgelaufen. Wahnschafe, der andere Braunschweiger Freiwillige, hat ihn verbinden wollen und sagte eben: „Na, Päs, hast'n Kavalierschuß?“ Da mit einem Male liegt er in seinem Blute neben Päs, sofort tot!

Neu-Pletaschi, 22. 7. 16.

Lieber Vater!

Als Antwort auf Deinen lieben Brief schreibe ich Dir heute aus der Reservestellung den ersten Brief. Jetzt also ist es erreicht, in der Nacht von Donnerstag auf Freitag wurden wir abgelöst. Ich verließ mit dem Rest der Kompanie gestern morgen um 7 Uhr die Stellung und kam etwa um 10 Uhr hier an. Den „Auszug aus Ägypten“ hättet Ihr mal sehen sollen! Wie sich die Karawane mit Sack und Pack beladen, mit Tornister, Schanzzeug, Eimern, Waschschalen, Kochtöpfen, Kisten und Kästchen neben ihrer vorschriftsmäßigen Feldausrüstung ganz fürchterlich ausgestattet durch die Täler und Schluchten hinter der Front, durch den tiefen, lehmigen Dreck des aufgeweichten Bodens einhertapften — ein ulkiges Bild, jedenfalls kein militärisches Schauspiel, wie man es von Friedenszeiten gewohnt ist. In Marschordnung war einfach nicht zu denken, jeder freut sich, wenn er auf dem glitschigen Boden beinig bleibt. Wer noch eine Hand frei hat, gibt sich mehr Standhaftigkeit durch einen dicken Eichenknüppel, ein anderer benutzt den guten, bürgerlichen Stubenbesen dazu. Und dann die Musik! Mund- und Handharmonikas, Flöten, Gitarren und sogar ein Tambourin machten die Marschmusik. Man wußte nicht, woher die Leute die Lust und vor allen Dingen die Lust zu dieser Anstrengung noch hernahmen. Und dabei regnete es auch noch! Aber sie wußten wohl alle, daß sie einer besseren, wohnlicheren und heimeligeren Behausung entgegentzogen, als die kleinen dumpfigen und feuchten Unterstände es waren, die am Schützengraben liegen.

10. 8. 16.

Gestern abend überreichte mir und noch 5 anderen Leuten der Kompagnie unser Hauptmann das Eiserne Kreuz, eine Anerkennung, die leider nicht dem 10. Teil derer, die sie verdient haben, zuteil wird. Die trösten sich eben, wie ich es bisher auch getan habe. Es kommt nicht darauf an, was die Welt von einem denkt, sondern darauf, wie man sein Tun und Lassen vor Gott und vor sich selbst verantworten kann. Das ist und bleibt die Hauptsache, besonders in dieser schweren Zeit. Die Befinnung heiligt den Menschen, nicht das Glück.

---



## Heinrich Damke

Sparkassenbeamter, Sohn des Schuhmachermeisters Damke in Oldenburg, geboren am 13. Juli 1887, besuchte die Seminarschule seiner Vaterstadt und ging nach der Lehrzeit bei der Fondsverwaltung zur Expedition des Ministeriums und später zur Landessparkasse über, als er die Prüfung im Rechnungsfach bestanden hatte. Bis Februar 1912 war er an der Nebenstelle der Landessparkasse zu Delmenhorst und darauf an der Hauptkasse in Oldenburg angestellt. Nach dem Ausbruch des Krieges war er noch bis zum 1. August 1915 reklamiert, dann wurde er zum 1. Garde-Regiment in Potsdam eingezogen. Eine Blinddarmentzündung veranlaßte es, daß er erst im Herbst 1916 ins Feld kam. Er nahm mit dem 1. Garde-Regiment an den schweren Frühjahrskämpfen im Westen teil, sein Feldweibel freute sich immer, daß er als einer der ältesten in der Kompagnie überall frisch und tapfer vornean war. Am frühen Morgen des 25. April 1917 wurde er durch Granatsplitter am Arm verwundet und einige Minuten darauf erhielt er von einem zweiten Splitter die Todeswunde am Kopfe. Es war bei einem Sturmangriff am Winterberg, seine letzte Ruhestätte fand er bei der Hurtebise-Ferme. So gab auch er dem Vaterland sein Leben. Daß sein einziger Bruder Alwin acht Tage vorher gefallen war, hat er nicht mehr erfahren.

### Feldpostbriefe.

Frankreich, 16. 11. 1916:

Lieber Vater und Geschwister!

Am Sonntag morgen um 7 Uhr fuhren wir von Potsdam nach Berlin zum 3. Garde-Regiment zu Fuß, wo wir neu feldmarschmäßig eingepuppt wurden. Die Einkleidung dauerte sehr lange. Montag abend bekamen wir das heilige Abendmahl. Endlich am Mittwoch ging es los. Auf dem Kasernenhof fand beim Abschied noch ein Feldgottesdienst statt, und dann ging der sehr lange Zug von zwei Musikkapellen begleitet etwa 1½ Stunden lang quer durch Berlin zum Bahnhof. Wir vom 1. Garde-Regiment marschierten an der Spitze. Die Bahnfahrt war sehr lang; denn erst Sonnabend morgen kamen wir hier an.

25. 12. 1916.

Heiligen Abend unter Kanonendonner hätten wir hinter uns. Die Feier fand in der katholischen Dorfkirche statt und bestand aus Gesangsvorträgen und einer Ansprache unseres Hauptmanns. Nach der Feier bekamen wir jeder ein Liebesgabenpaket, das allerlei nützliche Sachen enthielt. Mittags hatten wir schon Zigarren und Zigaretten erhalten. Das ist doch sehr nett, nicht wahr? Da sich

